

ten durch diskriminierende Praktiken wie Rassismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit beeinflusst wird. Wer jemand ist und woher er oder sie kommt, beeinflusst, ob die Person sich uneingeschränkt an der Gesellschaft beteiligen kann, ob ihre Würde anerkannt und respektiert wird.<sup>2</sup> Wir sind in letzter Zeit in der Antirassismusbewegung auf EU-Ebene aktiv geworden, um die sozialen Aspekte in die Debatte einzubringen, und glauben, dass dies ein noch größerer Arbeitsbereich werden wird. Wir entwickeln auch unsere Arbeit zu den sozialen Auswirkungen der Klimakrise weiter – entsprechend der Erkenntnis, dass der sozioökonomische Status Einfluss darauf hat, wie widerstandsfähig jemand gegenüber extremen Wetterereignissen ist.

Damit sich jedoch wirklich etwas ändert, müssen wir politische, finanzielle und gesetzgeberische Maßnahmen auf EU-Ebene sehen. Politische und finanzielle Maßnahmen werden ergriffen, wenn auch nicht in dem Umfang, den wir gerne hätten.

Gesetzgeberische Maßnahmen sind am schwierigsten zu erreichen. Die Sozialpolitik unterliegt dem Subsidiaritätsprinzip und liegt in den Händen der Mitgliedstaaten, nicht direkt in den Händen der EU. Die jüngsten Debatten über ein angemessenes Mindesteinkommen haben dies bestätigt: Die Mitgliedstaaten weigerten sich, der EU zu gestatten, Rechtsvorschriften über angemessene Einkommensniveaus zu erlassen, um Menschen vor Armut zu bewahren. Eine Reform der sozialen Dienstleistungen, insbesondere zur Anerkennung der besonderen Merkmale gemeinnütziger sozialer Dienstleistungen, wird vom Wettbewerbsrecht in Frage gestellt, wenn ein freier, offener und wettbewerbsorientierter Markt vorherrscht, der nicht auf Qualität und Rechten basiert. Die EU hat großen wirtschaftlichen Einfluss auf ihre Mitglieder, zögert bisher aber sehr, diesen zu nutzen, um auch sozialen Einfluss auszuüben.

Wenn wir ein Europa der Würde und Teilhabe wollen, müssen wir uns dafür kontinuierlich in der gesamten EU und in Brüssel einsetzen. Als Netzwerk bringen wir kontinuierlich die Stimmen und Erfahrungen diakonischer Akteure in die Debatte ein – wir suchen Einfluss zu nehmen, wir hinterfragen, bringen Vorschläge ein und arbeiten auf diese Vision eines Europas hin, wo niemand zurückgelassen wird. —

<sup>2</sup> Im Original: „Who you are and where you have come from influences your ability to fully participate in society and have your dignity recognised and respected.“ (Anm. der Übersetzerin, EH).

## Nicht nur Zuschauer\*in sein

### Was es bedeuten könnte, Protestant\*in in Europa zu sein

Katerina Koci

Was heißt es, nach zwei Jahren Corona-Pandemie Protestant\*in zu sein in einem immer stärker säkularisierten Europa? Ich wurde gebeten, dieser kniffligen Frage nachzugehen und gebe zu, dass sie ein gewisses Unbehagen ausgelöst hat. Protestant\*innen und Katholik\*innen, die beide jahrhundertlang das Evangelium der Nächstenliebe verkündigten und die Wichtigkeit gemeinschaftlichen Zusammenlebens lebten, entschieden – wie alle anderen gesellschaftlichen Gruppen –, sich dem *social distancing* hinzugeben.

Wenn die Corona-Krise neben allem Elend auch ihr Gutes für die christlichen Kirchen in Europa hatte, dann war es wohl die Herausforderung, die eigene Rolle zu überdenken und sich den Fragen und Bedürfnissen der Gläubigen und der Menschen insgesamt im 21. Jahrhundert zuzuwenden. Im Ganzen betrachtet glaube ich allerdings nicht, dass diese Herausforderung wirklich verstanden wurde. Stattdessen hat sich das europäische Christentum an uralten Stereotypen

festgeklammert. Die katholische Kirche blieb der Vorstellung verhaftet, unbedingt die Eucharistie verteilen zu müssen, die evangelischen Kirchen der Sehnsucht, das Wort Gottes unter das Volk zu bringen und das alles gestreamt über Youtube, Facebook und andere Kanäle. War das die ideale Antwort auf eine unvorhergesehene und beispiellose globale wie individuell-existenzielle Krise? War es das, was die Gläubigen in dieser Situation brauchten? Über weite Strecken blieben gerade die bedürftigsten Mitglieder unserer Gemeinschaften – die Älteren, die Einsamen, die sozio-ökonomisch Benachteiligten – allein und verängstigt zurück.

Ich behaupte nicht, ich hätte eine bessere Antwort parat, nicht einmal jetzt im Rückblick. Wie viele andere, die nicht in der Position waren, schwierige Entscheidungen zu treffen oder zu beeinflussen, trat ich enttäuscht die Flucht in den engsten Familienkreis an.

Das vergangene Osterfest bot mir dann allerdings die einzigartige Gelegenheit,

mich daran zu erinnern, was es heißt, eine protestantische Christin zu sein und daran, auf welche Weise die Reformation Europa in seiner sozio-politischen, kulturell-philosophischen und religiösen Entwicklung bereichert hat. Diese Erfahrung wurde ausgelöst durch zwei Ereignisse auf einer Reise nach Dresden.

Die erste Erinnerung war eine Auf-führung von Bachs Matthäuspasion in der Kreuzkirche. Ich dachte über die Ursprünge des Wortes „Passion“ nach, die in den romanischen Sprachen offener zutage liegen als im Deutschen oder Englischen. Denn während im Englischen mit dem Wort „Passion“ Leidenschaft und Inbrunst anklagen, kommt in den romanischen Sprachen zumindest teilweise auch der Bezug zur „Geduld“ (*patience, paciencia...*) zum Tragen. Und das passt durchaus zu dieser für Europäer\*innen des 21. Jahrhunderts eher unüblichen Praxis, sich ein dreistündiges Oratorium anzuhören. Unser Geduldslevel ist wohl deutlich niedriger als das der Menschen noch vor wenigen Jahrzehnten, weshalb wir lieber „Best of Bach“-Konzerte (o. ä.) besuchen. Wir haben schlicht nicht die Geduld, drei Stunden zu sitzen und etwas Ungewohntem zu lauschen.

Zu wenig Geduld: Während die Behörden in der Ukraine immer größere Zahlen von zivilen und militärischen Opfern melden, lässt die Unterstützung westlicher Länder für die Menschen in der Ukraine bereits wieder nach. Europäer\*innen leiden unter Mitleids-Fatigue. Zwar gestört und verstört vom Leid anderer, sind sie doch müde, gelangweilt und überflutet von Informationen und

Bildern toter ukrainischer Soldaten auf ihren Bildschirmen: Sie haben die Geduld mit diesem Krieg verloren.

Aber das sollte nicht so sein. Christ\*innen sollten vom Leid anderer niemals ermüden und niemals davon gelangweilt sein. Schließlich haben sie doch viel Erfahrung damit, die Passion Jesu Christi immer wieder neu zu verstehen, zu interpretieren und sie sich immer wieder neu vor Augen zu führen. Gerade die protestantische Tradition legt viel Gewicht auf die einzelnen Gläubigen und ihre Verantwortung vor Gott.

Die zweite Erinnerung erwischte mich am nächsten Tag nebenan in der Frauenkirche. Die Liturgie dort war zurückhaltend und dennoch kraftvoll. Die Predigt kreiste um eine zeitlose Frage: „Wie verstehen wir das Leiden und den stellvertretenden (Opfer-)Tod und wie betrifft uns das alles in unserem eigenen Kontext?“ Zweifelsohne eine sehr direkte Frage und keine leichte. Wie können wir Geschichten verstehen und von ihnen betroffen sein, die uns jedes Jahr aufs Neue erzählt werden (die Passion, die Geburt Jesu usw.), ohne von ihnen gelangweilt zu sein?

Mit dem Beginn des Krieges in der Ukraine ist die Frage des Sterbens für andere in Europa allzu relevant geworden. In Dresden angekommen, las ich die Nachricht, dass das Bundesland Sachsen 40 000 ukrainische Flüchtlinge aufgenommen hat, genauso viele wie ganz Österreich zur selben Zeit. Der Gedanke an die Ukraine lag damals dauernd nahe. In ihrer Predigt sprach die Pfarrerin in der Frauenkirche vom Groll einer Geflüchteten, der ihr in einem Gespräch

entgegengebracht wurde: „All dieses Leiden und das Opfer für andere ist Unsinn! Ich möchte nicht, dass jemand für mich oder an meiner Stelle stirbt. All das Sterben ist falsch und es wird nie aufhören!“ Die Pfarrerin antwortete auf unerwartete Weise auf die Bemerkung dieser tief frustrierten Ukrainerin: „Du hast recht. Es wird nie aufhören. Aber vielleicht ist die Lektion, die wir lernen müssen nicht die, dass der Tod für andere weitere Tode verhindert, sondern dass er uns aus unserer Lethargie aufwecken muss, dass uns der Tod anderer nicht kaltlassen kann, nicht langweilen kann, nicht ermüden kann und dass wir niemals Zuschauer\*innen bleiben dürfen! Vielleicht geht es darum, dass Christus nicht für uns „gute Christ\*innen“ starb, die alles verstehen und ihn nie wieder ans Kreuz bringen würden, sondern für uns „schwache Menschen“, die danebenstehen und nicht eingreifen.“

Der tschechische Philosoph Jan Patočka ist für sein Konzept der „Solidarität der Erschütterten“ (*solidarita otřesených*) bekannt geworden. Es steht im Kontext der extremen Erfahrung, dass Menschen sterben / sich selbst opfern, um mit diesem Akt gegen ein totalitäres Regime zu protestieren – in Patočkas Zeiten: gegen das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei.<sup>1</sup>

Patočka wusste genau, dass die Mehrheit eine schweigende ist und immer bleiben wird. Am Ende spielt es keine Rolle, ob das Schweigen der schweigenden Mehrheit durch Angst oder Indifferenz motiviert ist. Das Ergebnis ist dasselbe. Im Grunde genommen bedeutet dieses

Schweigen: Die schweigenden Zuschauer\*innen halten die totalitären Regimes am Laufen – oder wie Václav Havel in seinem gleichnamigen Aufsatz schrieb: die „Macht der Machtlosen“<sup>2</sup>. Dieselben Zuschauer\*innen, die erst „Hosanna“ schrien und dann „Kreuzige!“, haben zu Christi Kreuzestod geführt, haben ihn sterben sehen und gingen anschließend nach Hause, als wäre nichts geschehen. Es waren nicht notwendigerweise schlechte Menschen, nur solche, die Christi Tod nicht zu sich sprechen ließen.

Die Solidarität der Erschütterten hingegen meint jene, die den Protest verstehen, der hinter dem stellvertretenden Tod steht. Sie meint jene, die keine Zuschauer\*innen bleiben; jene, die angesichts des Leidens anderer nicht ermüden oder abstumpfen; jene, die um die Wichtigkeit widerständiger Gemeinschaften wissen und sagen: „Nicht in unserem Namen!“

Diese Karfreitagliturgie und -predigt in der Dresdner Frauenkirche – eine sehr Patočka'sche Predigt muss man sagen (wenngleich Patočka sich selbst nicht als Christ bezeichnete) – hat mir gezeigt, oder mich daran erinnert, was es heißt, Protestant\*in in Europa zu sein. Für mich zumindest bedeutet es mehr als alles andere: nicht nur Zuschauer\*in zu sein.

- <sup>1</sup> Am 16. Jänner 1969 verbrannte sich Jan Palach am Prager Wenzelsplatz als Zeichen des Protests gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings. Bis 4. April 1969 wählten mehrere junge Menschen in der Tschechoslowakei den Suizid als Zeichen des Protests, zwei davon wie Palach die öffentliche Selbstverbrennung.
- <sup>2</sup> Deutsch: Václav Havel: *Versuch, in der Wahrheit zu leben*. Reinbek 2018 (1.A. 1989). Originaltitel: *Moc bezmocných*, „Die Macht der Machtlosen“, verfasst 1978.